Eva Bühler / Michael N. Ebertz

Gezeichnet – Tattoos und ihre soziokulturellen Bedeutungen

Verlag Barbara Budrich

Eva Bühler • Michael N. Ebertz
Gezeichnet – Tattoos und ihre soziokulturellen Bedeutungen

Eva Bühler
Michael N. Ebertz

Gezeichnet – Tattoos und ihre soziokulturellen Bedeutungen

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2023

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://portal.dnb.de abrufbar.

Wir bedanken uns bei den Teilnehmenden des Lehrforschungsprojekts insbesondere für die Bereitstellung der Interviews:

Jasmin Ambs, Irmela Andres, Pia Baier, Katharina Becht, Lena Bernhard, Sophia Böcherer, Lena Böhme, Jasmin Briebrecher, Sarah-Luisa Donnerstag, Julia Ehret, Anna Geyer, Tanya Gutekunst, Hannah Huber, Tobia Luck, Tesnim Mefteh, Talia Menzel, Anna Russo, Carolin Schillinger, Natalie Strickfaden, Joshua Tüllinghoff, Regina Walsdorf, Micha Wernet, Nadine Widder.

Alle Rechte vorbehalten
© 2023 Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich.de

ISBN 978-3-8474-2737-7
eISBN 978-3-8474-1907-5
DOI 10.3224/84742737

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Chris Langohr Design, March – chrislangohr-design.de
Titelbildnachweis: Cast Of Thousands/Shutterstock
Typographisches Lektorat: Anja Borkam, Jena – kontakt@lektorat-borkam.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 7

1 Tattoos – Anzeichen, Merkzeichen, soziale Zeichen und Symbole 11
1.1 Zeichen der Zeit 11
1.2 Zeichen im Wandel 12
1.3 Zeichen im Verweis 16
1.4 Tattoos als Anzeichen 17
1.5 Tattoos als Merkzeichen 19
1.6 Tattoos als soziale Zeichen 20
1.7 Tattoos als symbolische Zeichen 21
1.8 Zeichen großer innerweltlicher Transzendenzen 23
1.9 Zeichen kleiner innerweltlicher Transzendenzen 27
1.10 Zeichen mittlerer innerweltlicher Transzendenzen 29
1.11 Tattoo-Geschichten in den Tattoo-Geschichten 30

2 Das Knast-Tattoo: Die Logik des Allgemeinen einer Randkultur 33

3 Gebremste Normalisierung 43
3.1 Unterscheidungen und Bewertungen 43
3.2 Kognitive Dissonanzen 46
3.3 Die Entmarginalisierung eines sozialen Feldes 47
3.4 Gebremste Legitimierung 54
3.5 Normalisierung 60
3.6 Die tätowierte Generation? 63

4 Typen von Tattoos 71
4.1 Tattoo-Typ 1: Memo 72

4.2 Tattoo-Typ 2: Belohnung 78
4.3 Tattoo-Typ 3: Motto/Mantra 80
4.4 Tattoo-Typ 4: Schutzzauber 87
4.5 Tattoo-Typ 5: Heilung 89
4.6 Tattoo-Typ 6: Beziehung 95
4.7 Tattoo-Typ 7: Provokation 103
4.8 Tattoo-Typ 8: Sozialer Schutz 105
4.9 Tattoo-Typ 9: Gefallen 108
4.10 Tattoo-Typ 10: Fun 125
4.11 Tattoo-Typ 11: Bekenntnis 128
4.12 Tattoo-Typ 12: Ich-Identitätsmarker 132

5 Singularisierung 153
5.1 Theorie der Singularisierung 153
5.2 Der Körper als Baustein eines singularistischen Lebensstils 158
5.3 Werte der Singularisierung 164
5.3.1 Authentizität 165
5.3.2 Selbstverwirklichung 167
5.3.3 Kreativität 169
5.3.4 Ästhetik 178
5.3.5 Prominenz 181

6 Ausgewählte Thesen 187

Literaturverzeichnis 191

Anhang 203

Einleitung

Zu den ‚Zeichen' unserer Zeit, die voll von Zeichen ist und bekanntlich viele Bezeichnungen trägt, gehören auch Tattoos. Tattoos sind kein Schmuck, denn den kann man einfach wechseln, tauschen, vererben und etwa bei ‚Bares für Rares' vertrödeln. Tattoos sind in die Haut der Körper eingezeichnet und damit einverleibt, Teile von diesen geworden. Und von diesen gezeichneten Häuten gibt es immer mehr.

Zu jedem Tattoo gehört eine Geschichte. So ließen wir uns von Tattoo-Trägerinnen und -Trägern ihre Geschichten erzählen, in denen sie ihren eingestochenen Körperzeichen selbst Bedeutung – Bedeutungen – zuschrieben (oder auch nicht). Der Akt der Tätowierung und sein Produkt, das Tattoo, müssen, so dachten wir, eine erhebliche Bedeutung haben; denn die Haut ist der „Ort des Tattoos" (Bidlo 2010: 85), das enger als Schmuck oder Kleidung mit der physischen Person verbunden ist. Die Kleidung ist einerseits „nicht so unindividuell und trennbar" von der Person wie der Schmuck, sie ist aber andererseits auch „nicht so unvertauschbar und personal wie die Tätowierung", erkannte schon Georg Simmel (1993c: 388). Sachlich ist sie in die Haut eingestochen, zumeist unter Schmerzen in einer nicht zu geringen Tiefe aufgebracht. Neben ihrer sachlichen Bestimmung ist die Tätowierung sozial ein an anderen orientiertes, mit Sinn und Bedeutung versehenes Zeichen, das in mehr oder weniger raffinierter Weise enthüllt und verhüllt wird. Zeitlich ist sie permanent, „bleibt für immer auf der Person" (Machlev 2019: 37). Dieses ‚Für-immer' kommt in den Tattoo-Geschichten immer wieder vor, und offensichtlich ist ein Tattoo seiner Form und seinem Inhalt nach wie viele gesellschaftliche Phänomene „durch die Vorstellung der Zeitdauer beeinflusst" (Simmel 1908: 675), für die man es bestimmt glaubt. Wie eine Ehe sich von einem flüchtigen Verhältnis auf der zeitlichen Dimension unterscheiden lässt, so das Tattoo von Schmuck und Kleidung, auch von Bart und Schminke, Perücke und Korsett. Wollte man das Tattoo dennoch loswerden, *hat man in früheren Zeiten die Haut abgezogen, und dann wurde Haut verpflanzt,* meint eine(r) unserer 27 Interviewpartner:innen (IY: 434)[1]. Das macht man freilich heute nicht mehr so.

Wir wollten wissen: Welchen Sinn schreiben die, die solche sachlich, zeitlich und sozial bestimmbaren Zeichen setzen, diesen zu? Was bedeuten sie für diejenigen Personen, deren Teil sie geworden sind? Diesen und anderen Fragen gehen wir in der vorliegenden Studie nach, die auf ein Gemeinschaftswerk von

1 Zitate aus unserem Datenbestand werden ohne Anführungszeichen im Fließtext kursiv gesetzt oder ohne Anführungszeichen eingerückt. In Klammern steht das Kürzel des jeweiligen Interviews mit Zeilenangaben zum dazugehörigen Transkript. Zitate anderer Quellen sind wie üblich gekennzeichnet. Wenn von den ‚von uns Befragten' die Rede ist, sind immer alle Teilnehmende an den Interviews gemeint.

Studierenden im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts[2] an der KH Freiburg zurückgeht. Die Tattoo-Geschichten der jeweiligen Tattoo-Träger:in, so erkannten wir, enthüllen ebenso etwas, wie sie etwas verbergen. Und wir suchten schließlich in diesen Kontexten nach Anzeichen, die etwas enthüllen, was den Träger:innen von Tattoos und Tattoo-Geschichten möglicherweise selbst verborgen ist und bleibt. So glauben wir in unserem Sample von Geschichten neben den persönlichen Bedeutungszuweisungen zugleich kollektive Spuren zu erkennen, die auf einen Wandel von den Marginalisierungs-Tattoos über die Normalisierungs-Tattoos bis hin zu den Singularisierungs-Tattoos, also auf eine erhebliche Bedeutungsverschiebung, ja eine kleine ‚Kulturrevolution' des Tätowierungsgeschehens hinweisen: von der Entwertung und Abwertung zu seiner Aufwertung und Wertsteigerung, seiner Valorisierung.

In *Kapitel 1* entfalten wir eine Zeichentheorie, die dazu verhalf, die erzählten Bedeutungen von Tattoos etwas zu ordnen und sensibler zu analysieren. Wir unterscheiden Anzeichen und Merkzeichen, soziale Zeichen und Symbole. *Kapitel 2* analysiert eine eindrucksvolle biographische Geschichte zu marginalisierten Tattoos, die an verschiedenen sozialen Orten, die den wenigsten zugänglich sein dürften, in die Lederhaut eines einzigen Körpers gestochen wurden. Es geht dabei um Tattoos, die im Fokus eines Interviews standen, das mit dem ältesten Teilnehmer an unserer Studie geführt wurde. Im Anschluss daran wird in *Kapitel 3* gezeigt, dass das Tätowierungsgeschehen seit den 1990er Jahren einen – ehedem durch eine charismatische Avantgarde angestoßenen – Wandel zur ‚Normalisierung' durchmacht. Dessen Verlauf erweist sich als ein – nicht nur durch Regulierungen – gebremster Prozess, der bis heute noch nicht abgeschlossen ist. Es ist ein neues soziales Feld entstanden, das bislang nur rudimentäre Züge trägt. *Kapitel 4* entfaltet eine Typologie von Tattoos mit ihren typischen Geschichten, die sich aus unserem Interviewmaterial konstruieren lässt. Es dürfte sich von selbst verstehen, dass diese Typologie nicht abgeschlossen ist und nach Schritten der Erweiterung ruft, die von uns angedeutet werden. Deutlich wird, dass es verkürzend ist, etwa mit Tilman Allert (2018: 3) zu sagen: „Wer zu einer schmerzhaften Manipulation am eigenen Körper bereit ist und zwar voraussetzungsvoller und folgenreicher als beim Accessoire, Ohrring oder Piercing, wen Bedenken wegen einer möglichen Gesundheitsgefährdung, eingeschränkter Atmungsfunktion der Haut nicht aufhalten, der sorgt sich um einen Anerkennungsverlust". Solche Unterstellungen und Urteile liegen uns ohnehin fern. *Kapitel 5* spürt in jenem Material Anzeichen dafür auf, dass Tattoos als höchstpersönliche Bedeutungsträger zugleich kollektive Bedeutungsträger sind, weil sie in eine soziokulturelle Dynamik

2 Als Interviewende nahmen teil: Jasmin Ambs, Irmela Andres, Pia Baier, Katharina Becht, Lena Bernhard, Sophia Böcherer, Lena Böhme, Jasmin Briebrecher, Sarah-Luisa Donnerstag, Julia Ehret, Anna Geyer, Tanya Gutekunst, Hannah Huber, Tobia Luck, Tesnim Mefteh, Talia Menzel, Anna Russo, Carolin Schillinger, Natalie Strickfaden, Joshua Tüllinghoff, Regina Walsdorf, Micha Wernet, Nadine Widder.

eingebettet sind. In diesem Kapitel rücken wir also den gesellschaftlichen Kontext in den Vordergrund, sofern er in den Tattoo-Geschichten aufblitzt. Damit rücken wir Tätowierungen wieder in die Nähe von Kleidung, Schmuck oder Barttracht, obwohl sie sich in vielerlei Hinsicht, wie gesagt, unterscheiden. Viele Tattoo-Geschichten der interviewten Einzelpersonen stehen dafür, dass diese nicht nur ihr jeweils individuelles Leben repräsentieren. Als zugleich vergesellschaftete Wesen tragen viele der Befragten mit ihren Tattoos die Anzeichen einer – von Andreas Reckwitz (2018a) sogenannten – ‚Gesellschaft der Singularitäten'.

1 Tattoos – Anzeichen, Merkzeichen, soziale Zeichen und Symbole

1.1 Zeichen der Zeit

Wenn wir Tattoos als ‚Zeichen' unserer Zeit bezeichnen, soll weder ignoriert werden, dass diese noch viele anderen Zeichen und Bezeichnungen kennt, noch soll unsinnigerweise gesagt werden, dass Tattoos erst in unserer Zeit – ob verborgen oder öffentlich – getragen werden. Nicht erst heute wurde die zwischen Oberhaut und Unterhaut gelegene menschliche Lederhaut „von einem spitzen Gegenstand durchstoßen, der idealiter nicht tiefer eindringt als bis genau unter die letzte Schicht dieser Lederhaut über dem Lymphsystem" (Landfester 2012: 18). Dieser Vorgang, die Tätowierung, *ist ja eine Verletzung, die man der Haut antut* (IN: 142), ist „schmerzhaft, es fließt Blut" (Rödel 2019: 111), ist *krass gefährlich* (IU: 395). Die Befragten, deren Tattoo-Geschichten wir ausgewertet haben, lagen bis zu *12 Stunden lang auf dem Rücken und hatten Schmerzen* (IH: 462). Einigen ging bereits, wie sie sagen, schon bei der Wahrnehmung des Geräuschs der Tätowiermaschine *die Muffe* (IV: 170), und sie fielen dann beim Tätowieren in Ohnmacht. Beim Tätowieren werden in die entstandenen Wunden Farbpigmente eingebracht, „über denen sich die Haut im Heilungsprozess wieder schließt, ohne dass die Hautoberfläche danach andere Spuren zeigt als die der darunter eingetragenen Farbe. Eine zu große Einstichtiefe lässt Narben zurück und/oder führt dazu, dass die eingebrachten Pigmente von Blut und Lymphe ausgeschwemmt und der Farbeffekt auf der Haut deswegen unscharf wird" (Landfester 2012: 18).

Tattoos finden wir heute selbst auf dem Körper von längst Verstorbenen, wie Funde einer Jahrtausende alten Mumie mit Spitznamen ‚Ötzi' (Kumschick 2021: 66ff.) oder von ägyptischen Mumien belegen. So erscheint es sicher, dass Tätowierungen seit mindestens dem späten 4. Jahrtausend v. Chr. in unterschiedlichen, möglicherweise durch Handelswege und entsprechende transkulturelle Einflüsse miteinander verbundenen Regionen Europas einschließlich Nordafrikas und Vorderasiens praktiziert wurden (Landfester 2012: 17). Allerdings wurde dieses Phänomen erst Ende des 18. Jahrhunderts unter dem aus dem polynesischen Sprachraum entlehnten Begriff ‚tattow' geläufig, abgeleitet vom tahitianischen Ausdruck ‚tatau' in der Bedeutung von ‚schlagen' oder ‚markieren': „'Both sexes paint their bodys. Tattow as it is called in their language this is done by unlaying the Colour of black under their skins in such a manner as to be indelible'. Diese Worte schrieb James Cook in sein Reisetagebuch, als er auf seiner ersten Weltumseglung von 1768-1771 die Südseeinsel King Georges Island besuchte. Der Begriff *tattow* wurde in Publikationen aus

dem Jahre 1771 […] zum ersten Mal in einer europäischen Sprache verwendet“ (Zwicky 2013: 79), verstärkt, nachdem sich bei Cooks Kolonialreisen die ersten Europäer tahitianische Motive tätowieren ließen und er dann 1774 „einer halb faszinierten, halb angewiderten“ Öffentlichkeit nach seiner zweiten Südseereise den tätowierten Polynesier Omai präsentierte (Landfester 2012: 11). Unter diesem Fremdwort – schon im 16. Jahrhundert war fälschlicherweise, wie auch noch bei Cook, von ‚Bemalung‘ (‚paint‘) die Rede – sind seitdem voneinander unabhängige und unter anderen Namen überlieferte ‚Tätowiertraditionen‘, namentlich diejenige der Maya, diejenige Polynesiens und auch diejenige der römisch-griechischen Antike rezipiert und – auch von französischer Seite (Louis-Antoine de Bougainville) – als universelles Anzeichen ‚primitiver Kultur‘ interpretiert worden (Frank 2017: 106ff.). Tatsächlich aber handelt es sich um Hautzeichen, die für unterschiedliche Bedeutungen und soziokulturelle Ordnungen stehen.

1.2 Zeichen im Wandel

Tätowierungen breiten sich zwar nach dem europäisch-polynesischen Kulturkontakt weiter aus, unterlaufen dabei aber auch einen Bedeutungswandel und sind wie Schmuck- oder Kleidungsstücke – man denke nur an das islamische Kopftuch (vgl. Schiffauer 2008: 130; Eckert/Würtz 2013: 79) – mehrdeutig (polysem) und umkämpft. Dies gilt auch hinsichtlich ihrer Bewertungen, d.h. der kommunikativen Zuschreibungen von Wertigkeit in unterschiedlichen Konstellationen (Maier/Peetz/Waibel 2016: 307-328). So schwanken Tätowierungen im Gefolge von Cooks ‚Entdeckungen‘ um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zwischen ihrer moralischen Abwertung und ihrer ästhetischen Aufwertung (Landfester 2012: 219ff.), und diese Ambivalenz zeigt sich bis heute. Unter Seeleuten wurde es gang und gäbe, sich an Arm, Brust oder Bein, auffälligerweise aber nicht im Gesicht tätowieren zu lassen – „zunächst auf polynesischen Inseln, als Reisesouvenir, dann an Bord der eigenen Schiffe und schließlich in Tätowierstudios in den heimischen Häfen. Ende des 19. Jahrhundert galt die Tätowierung bereits als unfehlbares Kennzeichen der Seemänner“ (Frank 2017: 110). Eine Gesichtstätowierung hätte die Seemänner „als Ausdruck der sozialen Verpflichtung und des Verlusts der persönlichen Unabhängigkeit“ (Frank 2017: 128) irreversibel an die jeweilige (fremde) Stammesgesellschaft gebunden, wäre folglich zum Zeichen der sozialen, nicht der persönlichen Identität geworden. Mit einer solchen Gesichtstätowierung hätte man aus europäischer Perspektive ‚sein Gesicht verlieren‘ können, wäre man doch mit der Zuschreibung des „Zivilisationsabtrünnigen“ (Frank 2017: 132) stigmatisiert worden. Das Gesicht sei „der edelste Teil des Körpers und drücke die Ehrsamkeit einer Person aus; wenn das Gesicht beschädigt sei, sei der ganze

Mensch entwürdigt“ (Groebner 2003: 82), ist bereits in mittelalterlichen Kriminalgesetzen zu lesen. Im frühen 19. Jahrhundert schrieb, ganz im Bann der ‚Physigionomie‘ Lavaters stehend, der Arzt an der Berliner Charité, Carl Ferdinand Graefe: „Das Gesicht giebt (sic!) den Menschen den Ausdruck seiner Tüchtigkeit, seiner individuellen Werthes (sic!), es ist der Verräther (sic!) seiner verborgensten Regungen, der Abglanz seiner Tugenden und das Brandmahl (sic!)seiner Nichtswürdigkeit“ (Graefe 1818: V). In schöpferischer Bedeutungsstiftung hatte sich in der zeitgenössischen Populärkultur eine Aneignung der Tattoos ‚der Fremden‘ insbesondere dadurch vollzogen, dass sich der eine oder andere aus dem „dienstbaren Fußvolk“ der Matrosen, auf seinen Reisen auf Expeditions-, Handels- und Walfangschiffen mit „tätowierenden Fremdkulturen in Kontakt“ geraten, in exzessiver Weise Tattoos – sogenannte Ganzkörper-Tattoos – stechen ließ, um sich als ein „als Wilder kostümierter Europäer“ auf den modernen Jahrmärkten der Heimat gegen Geld zur Schau zu stellen: „Immer mehr Tätowierte machten darin im Laufe des 19. Jahrhunderts als Schausteller mehr oder minder spektakulär Karriere“ (Landfester 2012: 228f.) und bedienten als ‚Freaks‘ eine „exotistische Schaulust“ (Frank 2017: 120f.). Diese – handelnd oder zuschauend – selektiven Aneignungen der Tätowierungen durch bestimmte soziale Milieus, platziert in den „Heterotopien“ der Südsee, der Kolonialschiffe und der „Festwiesen […] am Rand der Stadt, die sich ein- oder zweimal jährlich mit Baracken, Schaustellungen, heterogensten Objekten, Kämpfern, Schlangenfrauen, Wahrsagerinnen usw. bevölkern“ (Foucault 2002: 44, s. auch 46), konnten noch erzählerisch ausgestaltet werden, um im „Spektrum von akrobatischen, theatralischen und spektakulär-monströsen Körperdarbietungen“ (Landfester 2012: 229) ihre Attraktion zu steigern. Bestimmte Motive von Tattoos, einschließlich ihrer Lokalisation in bestimmten Regionen der Körperoberfläche, waren auf diese Weise eine semantische Bindung an bestimmte soziale Milieus eingegangen, so dass sie als Anzeichen solche Milieus selbst repräsentierten. Diese Verknüpfung ist bis heute in der kollektiven Erinnerung präsent und kommt auch in unseren Interviews zum Ausdruck. Indem seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts „ganzkörpertätowierte Frauen die Domäne des Schaustellertums eroberten“ (Landfester 2012: 313) und Publikumswirkung entfalteten, erweiterte sich zwar die soziale Trägerschaft von Tattoos und ihre Semantik um eine erotische Dimension, zumal sich, begünstigt durch die Erfindung der elektrischen Tätowiermaschine, nicht nur Prostituierte „Zeichen in die Haut einstoßen“ ließen (Landfester 2012: 315). Trotz dieser Modewelle, die nach dem 1. Weltkrieg auch ‚feine Damen‘ im jungen Alter erfasste und – trotz Verbotsbewegungen – zu Körpermodifikationen durch dekorative Einzel-Tattoos veranlasste, konzentrierte sich in der Folgezeit ihr semantischer Hof auf Unterschichtmilieus, zumal die biologistische Kriminalitätsforschung seit Cesare Lombroso einen engen Zusammenhang von Tätowierungs- und Kriminalitätsneigung unterstellte.

Bis auf den heutigen Tag haftet den Tätowierungen etwas Schillerndes an, was auch damit zusammenhängt, dass sich in dieser Praxis unterschiedliche Bedeutungstraditionen mischten und mischen. Bei Juden, Griechen und Römern, die, selbst untätowiert waren, hatten sie die Funktion, das Eigene und das Fremde, Ingroup und Outgroup, d.h. auch Niederschichten und Außenseiter, zu unterscheiden. Die Praxis der „korporalen Selbstverzeichnung kannten sie nur vom Körper des Barbaren, dem sie auf Handelsreisen und Feldzügen begegneten" (Lobstädt 2011: 99). In Tätowierten war somit das Unvertraute zu erkennen, aber – je nach Perspektive – auch das Vertraute, selbstverzeichnet oder fremdverzeichnet. Auch und gerade denjenigen, die sich durch Nicht-Tätowierung auszeichneten, dienten Tattoos dazu, andere Menschen wie Tiere zu sortieren, d.h. an ihnen die Zuschreibung eines moralisch oder politisch inferioren Status zu demonstrieren und sie in einen „Zustand des lebendigen Todes" zu versetzen (Gustafson 2017: 78). Tattoos waren Stigmata, die darauf hinweisen, „dass ihre Träger gesellschaftlich unterlegen, dass sie besiegt, unterworfen und geknechtet worden sind. Stigmata zu tragen impliziert", so Wolfgang Lipp weiter, „botmäßig zu sein; Stigmata, also Wundmale, zuzufügen, heißt dann umgekehrt, Aggressionen zu entladen, Herrschaft zu dokumentieren: ein Besitz- und Abgabe-, d.h. Sollverhältnis, festzulegen. Folgt man der Wortverwendung der Antike, so ist Stigmatisierung Brandmarkung von Sklaven; die Spuren, die sie einbrennt, sind Kennzeichnungen und Kennzeichen; sichtbare physische Male, enthalten sie zugleich gesellschaftspraktische, symbolische, d.h. am Ende moralische Schuld indizierende Bedeutung. Zieht man diese Linie weiter aus, so kennzeichnen Stigmata zuletzt Kriminelle: sie machen Verbrechen manifest" (Lipp 1975: 31f.).

Solche kollektiven Fremdtätowierungen, die einmal Leibeigenen, Verbrechern und Kriegsgefangenen – in der nationalsozialistischen Gesellschaft auch KZ-Insassen (s. auch Adatto 1993: 38f; Därman 2017) und heutzutage Frauen im „sex trafficking" (Farley u.a. 2019: 155) – gegen deren Zustimmung zugefügt wurden, finden wir freilich unter den Befragten nicht. Sie bilden allerdings Bestandteile des Bedeutungshofes, mit dem sie sich auseinanderzusetzen haben. Zwar tragen einige von ihnen z.B. das Tattoo-Motiv der Eule, aber weder ist es ihnen als Maßnahme der Demütigung gegen ihren Willen aufgebrannt, noch auf der Stirn angebracht – eine antike Praxis der Samier, die, so Plutarch, auf diese Weise Vergeltung gegenüber den im Krieg gefangenen Athenern übten, die sie umgekehrt mit Schiffsschnäbeln gebrandmarkt hatten (Lobstädt 2011: 100).

Stephan Oettermann hat am Beispiel von Tätowierungen unter den frühen Christ:innen darauf hingewiesen, dass Fremdstigmatisierungen – in der Begrifflichkeit von Wolfgang Lipp – in Selbststigmatisierungen verwandelt werden konnten: Die Zeichen der Schande wurden in Heilszeichen uminterpretiert, weil sie die leidtragende Nachfolge Christi sichtbar werden ließen. „Unter den frühen Christen wandelten sich die zunächst gewaltsam aufgedrückten ‚Out-

Group-Stigmata‘ zum gruppenstärkenden und freiwillig erworbenen ‚In-Group-Erkennungszeichen‘. Diesen ambivalenten Charakter, einerseits diffamierende Brandmarkung, andererseits positives Gruppenzeichen zu sein“, habe, so ergänzt er, „die Tätowierung bis heute nicht verloren“ (Oettermann 1991: 77). Hier stoßen wir mithin auf eine weitere Tätowiertradition, die – wenn auch unter anderen Namen – bereits vor den Entdeckungen Cooks in Europa bekannt waren (Frank 2017: 111ff.). In einigen christlichen Glaubensgemeinschaften sind und waren religiöse Tätowierungen weit verbreitet. So haben sich Kreuzfahrer (für eine christliche Bestattung) und Jerusalempilger bereits seit dem Mittelalter Kruzifixe oder Abbildungen des Kreuzweges stechen lassen. Auch heute finden sich in Jerusalem und anderen Pilgerstätten etliche (auch traditionelle) Tattoo-Studios. Andrea Krogmann beschreibt religiöse Tätowierungen in Nahost als Ausdruck christlicher Zugehörigkeit: „Wo wir, die durchschnittlichen Europäer, diskret im Privaten unsere (Nicht-)Religiosität leben, wird hier im Nahen Osten Religion sichtbar zur Schau getragen. Religion ist ein Element, um die persönliche Zugehörigkeit zu einer spezifischen Gruppe zum Ausdruck zu bringen, und gleichzeitig ist sie Unterscheidungsmerkmal, Abgrenzung zu ‚den anderen‘. Religiöse Tätowierungen sind Ausdruck dieser ostentativ gelebten Religionszugehörigkeit“ (Krogmann 2019: 45). So tätowierten sich vor allem kleine Glaubensgemeinschaften wie die bosnischen Katholiken und armenischen Christen (Lobstädt 2011: 101). Die Praxis der Tätowierung religiöser Zugehörigkeiten, im 16. Jahrhundert dann auch am italienischen Wallfahrtsort Loreto üblich, lebt in Europa bis in das 21. Jahrhundert weiter, etwa am spanischen Wallfahrtsort Santiago de Compostela. Bis heute sind solche Glaubenszugehörigkeits-Tätowierungen bei den koptischen Christ:innen und Pilger:innen sehr beliebt. Anders als in Deutschland ist es in vielen ihrer Herkunftsländer gesetzlich erlaubt, Minderjährige zu tätowieren. So erhalten bereits Kleinkinder ab einem Alter von etwa zwei Jahren ein kleines Kreuz auf die Hand (Krogmann 2019: 50ff.). Wer tätowierte Pilgerzeichen ablehnt, kann am Ziel seiner Reise Zeichen aus anderen Materialien erstehen und sie (wie im 15. und 16. Jahrhundert üblich) am Hut oder an anderen Kleidungsstücken tragen, wie schon in früheren Jahrhunderten üblich (Groebner 2003: 56f.).

Neben dieser – in sich selbst wieder vielfältigen – Tradition der religiösen Tätowierung bzw. der Pilgertätowierung, die Zugehörigkeit und Bekenntnis zum Ausdruck brachte, und der fremdstigmatischen Tradition bei Griechen und Römern, die sozialen Ausschluss markierte, sowie der tahitianischen Tradition, die von Seefahrern partiell angeeignet und zu einem Zeichen von Randkulturen wurde, wären freilich noch andere asiatische (japanische, chinesische) und nordische Traditionen (z.B. bei den Inuit) in den Blick zu nehmen.

1.3 Zeichen im Verweis

Hier schon wird deutlich: Tattoos sind – ähnlich wie Kleidung in ihren Schutz- und Kommunikationsfunktion – eine „extension of the skin“ (McLuhan 2007: 129ff.), deren Fehlen, so sagt eine Befragte, ihr das Gefühl bereiten würde, nackt zu sein. Sie vergleicht ihr Tattoo mit einer Halskette, die sie schon seit Jahren trägt und sie mit der besten Freundin verbindet, weil diese das gleiche Schmuckstück trägt.

> Das ist auch was, wo ich wirklich *körperlich merk*, wenn die nicht dran ist. […] Also da fühl ich mich irgendwie *nackig.* […] ähm, *da fehlt irgendwas an mir*. Und ich glaub, so wär das auch, wenn mein Tattoo weg wäre […] dann wär das auch ein ganz komisches Gefühl. Also wenn ich jetzt morgen früh aufwachen würde, und das wär weg, […] dann, ähm, würd ich mich, das würd ich glaub *auch körperlich merken*. (IS: 505-524)

Ähnlich – aber nur ähnlich – wie Schmuck sind Tattoos primär Bedeutungsträger mit einer kommunikativen – einer visuellen – Funktion: Ich will, dass es *die Leute sehen, ich mein sonst sticht man sich ja kein Tattoo*, heißt es in einem Interview (IL: 53f.). Freilich können Tattoos, wie wir sehen werden, völlig invisibilisiert werden. Als situativ sichtbare und unsichtbare Mittel der Kommunikation (der Träger und Trägerinnen mit sich selbst und mit anderen) können sie Anzeichen, Merkzeichen, soziale Zeichen und Symbole sein. Ähnlich wie Turnschuhe auf Sport, Pantoffeln auf Gemütlichkeit oder *geschlossene Schuhe* und *Socken* auf *Lehrer* (IL: 90) verweisen können, verweisen Tattoos, die man darunter vor anderen verbergen kann, auf etwas jenseits ihrer selbst, „von einem gegenwärtig Gegebenen […] auf ein gegenwärtig Nichtgegebenes“ (Schütz/Luckmann 2003: 637), wobei dieser Verweisungszusammenhang nicht statisch fixiert ist, sondern, wie gesehen, einem Wandel unterliegt. Das gegenwärtig Gegebene (A), zum Beispiel das große oder kleine, einfarbig oder mehrfarbig gestochene Tattoo an bestimmten Stellen des Körpers, verweist über sich hinaus auf etwas Abwesendes. Dieses gegenwärtig Nichtgegebene (B) kann z.B. „etwas sein, das früher einmal (als Wahrnehmungsdatum) gegeben war“ (Schütz/Luckmann 2003: 637), etwa ein Gegenstand oder ein Ereignis oder ein Zustand bzw. eine soziale Lage (‚Unterschicht‘; ‚Randkulturen‘). A dient dann zur Erinnerung an B. Das, worauf ein Tattoo verweist, kann aber auch eine Vorstellung sein, etwa eine Fiktion, eine Vision oder ein Traum. Sofern Tattoos Anzeichen, Merkzeichen, soziale Zeichen im engeren Sinn und Symbole sind, vermitteln sie „Nachrichten über die Grenzen der unmittelbaren Erfahrung hinweg“ (Schütz/Luckmann 2003: 635). Du musst zeigen, wie eine Rose duftet – so soll der Dokumentarfilmer Robert J. Flaherty einmal seinen Kameramann angewiesen haben, „das Nicht-Sichtbare, wie eben den Duft einer Rose, fassbar zu machen“ (Kumschick 2021: 34). Auch Tattoos (A) verweisen auf Sichtbares und Nicht-Sichtbares (B), wenn nicht auf prinzipiell der Wahrnehmung Entzogenes.

1.4 Tattoos als Anzeichen

So sind bestimmte Düfte (A) auch in der Dunkelheit starke ‚Anzeichen' für Rosen oder für Jasmin oder eine Schweinezucht (B). Bewegungen von Grashalmen (A) sind vielleicht harmlose ‚Anzeichen' für starke Winde (B1) oder auch weniger harmlose Hinweise auf vorbeischleichende Tiere (B2). Sie sind wie Spuren, d.h. als Anzeichen nicht absichtlich gesetzt. Insofern haben sie Eindruckscharakter, aber nicht unbedingt Ausdruckscharakter. Eine Tierspur im Wald, ein umgefallener Baum, ein verbeultes Auto oder eine Ruine mögen eindrucksvoll erscheinen, aber sie sind in diesem Sinn ausdruckslose Anzeichen. Der Singsang von Sprecher:innen im Radio, der auf Akteur:innen aus dem Feld der Kirche verweist, ebenfalls. Auch der ‚rote Kopf', der Bluthochdruck anzeigen könnte, oder Atemlosigkeit nach dem Treppenaufstieg haben vielleicht etwas Besorgniserregendes, aber nichts Expressives. Anzeichen sind, so ein anderes Wort, Symptome. Nicht erst heute (seit ‚Corona') gibt es Menschen, die versuchen, eine feindliche „Umwelt auf Anzeichen hin zu untersuchen, dass sie nicht so ist, wie sie erscheint, sondern genau jene Art Menschen, die sie anfeinden und bestrafen, als getarnte Mitglieder mitumfasst" (Garfinkel 2020: 248). Dieses Zitat dient uns selbst als Anzeichen, nämlich als Hinweis darauf, dass sogar solche scheinbar banalen Zeichen der kulturellen Übereinkunft unterliegen. Dass ein kontingentes Ereignis ein Anzeichen für Hexerei (Evans-Pritchard 1988), „Hautveränderungen als Hexenmal […] oder „Epilepsie oder AIDS als Strafen Gottes für ein verheimlichtes Verbrechen bzw. für einen unmoralischen Lebenswandel angesehen werden" (Hahn/Jakob 1994: 159), ist nicht voraussetzungslos. Lassen sich empirisch überprüfbare Anzeichen von solchen unterscheiden, deren Verweis der Wahrnehmung entzogen sind?

Tattoos können insofern Anzeichencharakter haben, als sie z.B. auf bestimmte Provenienzen verweisen, für einen ganz bestimmten Epochenstil oder eine bestimmte Sub- oder Randkultur stehen. Das Bildmotiv, die Farbe, die Technik oder der Schrifttyp können eine Spur enthalten (A), die zu einem besonderen Kontext (B) führt – etwa bestimmte Seemannstätowierungen zu der ‚Ältesten Tätowierstube in Deutschland', wie der legendäre Herbert Hoffmann sein Studio unweit der Reeperbahn nannte (Kumschick 2021: 48, 51f., 60). Es kann die ‚Handschrift' einer bestimmten Szene von Tätowierer:innen tragen und damit vielleicht Ausdruck eines fremden Bewusstseins sein. Wer „Tochter Alice" hört oder nur die „Rose von Jericho" sieht, erkennt darin Anzeichen für eine Tätowiererin in einem berühmten Roman von John Irving (2007). Großflächige Tattoos, die wie Glasmalerei aus mittelalterlichen Kirchen aussehen, lassen dann nicht auf Japan schließen, aber doch auf einen (französischen) Tätowierer. Der ist – wie hunderte von europäischen Tätowierern der 1990er Jahre – vom japanischen Irezumi beeinflusst (Poissy 2019; Kumschick 2021:

70), was auf eine uralte Tradition zurückgeht und in neuerer Zeit mit der japanischen Mafia (‚yakuza') in Verbindung gebracht wurde (Aitken-Smith 2016: bes. 111, 243). Ein Tattoo mag auch insofern ein Anzeichen sein, als seine Beschaffenheit auf sein Alter oder auf das Alter seiner Träger:innen schließen lässt. So kann sich nicht nur die Kriminalpolizei bei einem Mordopfer dafür interessieren, „wie sich die in die Haut eingebrachte Farbe im Verlauf der Werkalterung verhält, wie sie ausbleicht, die Konturen unscharf werden" (Wittmann 2019: 80). *Man wird älter, die Haut wird rumpfliger, die Tätowierungen sehen im Alter nicht so schön aus wie damals, wo sie frisch tätowiert waren*, heißt es in einem Interview (IY: 267ff.). Tattoos als ‚Anzeichen' bilden sich somit auf Grund der Beobachtung bestimmter Verbindungen von As (ausbleichende Farbe) und Bs (Alter des Tattoos) oder von ‚Kirchenfenstern' (As) und einem Stil, der in Frankreich „style troubadour" (Bs) genannt wird. Ähnlich wie die Kleidung zwar den individuellen Körper umgibt, ihn dabei zugleich in einen kollektiven Kontext stellt (Pezzoli-Olgiati/Höpflinger 2013: 8), stehen auch Tattoos in einem solchen über das Individuum hinausverweisenden sozialen bzw. gesellschaftlichen Bedeutungszusammenhang. Verschiebt sich der soziale Kontext einer tätowierten Person, etwa durch Heirat oder Aufnahme einer Erwerbstätigkeit, kann es sein, dass sie ihr Tattoo am liebsten auslöschen würde, weil die damit einhergehende Übernahme der Perspektive der neuen Anderen zur ‚Einsicht' führt, dass es *nicht das Gelbe vom Ei ist* (IF: 151f.), *dass ich da einen Fehler gemacht habe* (IF: 250). Das Tattoo soll dann kein ‚Anzeichen' mehr dafür sein, einmal eine andere soziale Welt bewohnt zu haben, in der Tattoos oder bestimmte Tattoo-Motive selbstverständlich waren. Selbst das Anzeichen für das Nicht-Sichtbare soll dann unsichtbar gemacht werden:

> Am Anfang, wo ich da die Stelle anfing […], habe ich, glaub die ersten zwei, drei Jahre peinlich darauf geachtet, dass auch die *nicht zu sehen sind*, und erst dann später, als die mich dann schon eigentlich in und auswendig kannten, da wars mir egal. Aber auch dann guck ich, dass es jetzt nur so. Dann zieh ich wieder T-Shirts an und gucke, dass halt jetzt nicht zu krass irgendwie. Ja, ne, *das passt da einfach nicht hin und es gehört da auch einfach nicht hin.* (...) Ja, und wie gesagt, die anderen sieht man sowieso nicht. (IF: 274-279)

Selbst wenn sich ‚statistisch' überprüfbare Anzeichen prinzipiell von solchen unterscheiden lassen, deren Verweis der Wahrnehmung entzogen ist, haben wir im Kontext der Tätowierungstradition Belege dafür, dass auch empirisch überprüfbare Anzeichen einer kulturellen Verständigung unterliegen und sich wandeln können. So hatte die biologistische Kriminalitätsforschung seit Cesare Lombroso einen engen Zusammenhang von Tätowierungs- und Kriminalitätsneigung unterstellte. Sie sah in den Tattoos ‚Zeichen', die auf etwas anderes verweisen, genauer gesagt, ‚Anzeichen': Anzeichen für die Präsenz bestimmter sozialer Milieus. „Auch in Italien", so schrieb 1876 Caesare Lombroso gleich zu Beginn eines speziellen Kapitels „Vom Tättowiren der

Verbrecher“ (Lombroso 1894: 254), „findet sich die Sitte des *Tättowirens* (sic!) unter den Bezeichnungen *Marca, Nzito, Segno, Devezione*, aber nur unter den niedersten Ständen, bei Bauern, Matrosen, Hirten, Handarbeitern, Soldaten, weit mehr indes unter der *Verbrecherklasse* verbreitet. Bei der letzteren ist sie so häufig, dass sie für die gerichtliche Anatomie zu einem *neuen, specifischen* Merkmale geworden ist“. Päderasten, so Lombroso (1894: 262), hätten „eine besondere Vorliebe für das Tättowiren“. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen fasst er unter anderem mit Blick auf „eine merkwürdige Uebereinstimmung der Thatsachen“ zusammen, „aus denen die Aehnlichkeit des Verbrechers mit dem wilden und dem kranken Menschen hervorgeht. Vor allem ist es das Tättowiren, das uns darauf hinweist. Sein häufigeres Vorkommen bei den blutdurstigen und rückfälligen Verbrechern, die obscönen, den ganzen Körper bedeckenden Bilder, der Ausdruck von Eitelkeit und Gefühllosigkeit, der sich darin ausspricht, erinnert ganz an den Charakter und die Sitten wilder Völkerschaften“ (Lombroso 1894: 529). In dieser Linie variierte 1908 auch der österreichische Architekt Adolf Loos die Tätowierung als Indikator für ein „Gegenbild zur bürgerlichen Welt“ (Meyer 2011: 54): „Das kind ist amoralisch. Der papua ist es für uns auch. Der papua schlachtet seine feinde ab und verzehrt sie. Er ist kein verbrecher. Wenn aber der moderne mensch jemanden abschlachtet und verzehrt, so ist er ein verbrecher oder ein degenerierter. Der papua tätowiert seine haut, sein boot, seine ruder, kurz alles, was ihm erreichbar ist. Er ist kein verbrecher. Der moderne mensch, der sich tätowiert, ist ein verbrecher oder ein degenerierter. Es gibt gefängnisse, in denen achtzig prozent der häftlinge tätowierungen aufweisen. Die tätowierten, die nicht in haft sind, sind latente verbrecher oder degenerierte aristokraten. Wenn ein tätowierter in freiheit stirbt, so ist er eben einige jahre, bevor er einen mord verübt hat, gestorben“ (Loos 1931: 78). Ähnliche Zusammenhänge werden auch bis heute zum Ausgangspunkt für empirische Untersuchungen. Dabei kommen z.B. Zeiler und Kasten (2016: 19) zu dem Ergebnis, dass zukünftige Forschungen mittels qualitativer Studien stärker die jeweils individuellen Gründe (reasons) für die Wahl unterschiedlicher – „aggressiver“ oder „friedlicher“ – Arten von Tätowierungen fokussieren sollten.

1.5 Tattoos als Merkzeichen

Als interessant erweisen sich Tattoos zudem als ‚Merkzeichen‘. Im Unterschied zu bloßen Anzeichen können „Merkzeichen als absichtlich gesetzte Anzeichen angesehen werden“ (Schütz/Luckmann 2003: 643). Ein Tattoo als Merkzeichen zu begreifen, heißt, in ihm „das greifbare Ergebnis einer Handlung“ (Schütz/Luckmann 2003: 643) zu sehen. Man kann sagen: „Merkzeichen helfen die Schranke der Zukunft zu ‚überwinden‘, indem sie jetzt Erinnerungen

für später entwerfen; sie bringen Nachricht in die eigene Zukunft: so wie Erinnerungen, aber greifbar und geplant“ (Schütz/Luckmann 2003: 635). Wir werden sehen, dass sich einige der in den Interviews thematisierten Tattoos in diesem Sinn als Merkzeichen interpretieren lassen, weil sie mit der Absicht gestochen wurden sicherzustellen, dass das, was seine Trägerperson jetzt weiß und für relevant hält, auch später wissen will. Wir haben sie in unserer Typologie von Tattoos, die im Kapitel 4 entfaltet wird, ‚Memos‘ und ‚Mantras‘ genannt. Als Merkzeichen haben Tattoos *dann* eine eher subjektive, weniger eine intersubjektive Bedeutungsbeziehung. Sie wollen *mich* erinnern bzw. navigieren. Meine Tattoos sind dann *für mich* relevant, sollen *mir* etwas sagen, *für mich* etwas markieren und haben somit eine intra- und weniger (oder gar keine) intersubjektive Bedeutung. Statt Tattoos könnten freilich andere Medien zu Merkzeichen werden – ein Knoten im Taschentuch etwa, ein Mitbringsel von einer Reise oder eine Kette um den Fuß oder um den Hals. Weshalb bei vielen der Befragten die Wahl auf Tattoos als ‚Merkzeichen‘ – auch als ‚soziale Zeichen‘ oder als ‚Symbole‘ – fiel und nicht auf ein Kleidungs- oder Schmuckstück, ist damit freilich noch nicht erklärt.

Auffällig ist, wie die Befragten selbst die Unterscheidung von Schmuck und Tattoo vornehmen. Jedenfalls legt schon dieser Vergleich nahe, dass es sich dabei um sachlich, zeitlich und sozial ‚starke‘ Bedeutungsträger handeln könnte. Aber auch Tattoos als Merkzeichen können ihre Bedeutung für ihre Träger wandeln, gibt es doch Leute, die „ihren Tätowierungen plötzlich einen anderen Sinn geben“ (Rödel 2019: 112). Vielleicht sind sie zu einer anderen Weltansicht konvertiert, deren Sinngemeinschaft dem Tragen solcher Zeichen in der Haut die Legitimität abspricht. Damit haben wir eine weitere Unterscheidung angesprochen.

1.6 Tattoos als soziale Zeichen

Im Unterschied zu ‚Anzeichen‘ und ‚Merkzeichen‘ haben ‚Zeichen‘ im engeren Sinn eine intersubjektive und dabei eine verbindliche Bedeutung, indem sie Anzeichen und Merkzeichen miteinander verknüpfen: Sie „bringen in konkreter oder anonymer Wechselseitigkeit gleichartige Nachrichten von einem zum anderen – und zurück“ (Schütz/Luckmann 2003: 635). Ein typisches Hautbeispiel ist der Schmiss, also die Gesichtsnarbe der Verletzung bei einer sogenannten Mensur von schlagenden Studentenverbindungen (Girtler 2004: 69ff.). Schmisse sind Anzeichen und Merkzeichen, zugleich aber auch soziale Zeichen mindestens zwischen denjenigen Akademikern, die solche ‚Mannbarkeitsrituale‘ bestanden haben. Auch Tattoos werden zu sozialen Zeichen im engeren Sinn, wenn „die Merkzeichen des einen zu deutlichen Anzeichen […] für den anderen werden: *und* umgekehrt“ (Schütz/Luckmann 2003: 647).